

GEDANKEN ZU EINEM
DEKOLONIALEN
STADTRUNDGANG

LINO AGBALAKA &
JESSICA ZIADA KÖRPER

Ein dekolonialer Stadtrundgang wirft einen anderen Blick auf Stadtgeschichte: Er verwebt historische Fragmente, Erinnerungen und dekoloniale Vermächtnisse und macht diese für Geschichtsinteressierte und Flaneur*innen zugänglich. Gegenerzählungen und kritische Kartografien sind längst überfällig – und die Zeit ist reif, diese Perspektiven einer breiten Öffentlichkeit näherzubringen. Nicht zuletzt sehen wir darin auch einen Beitrag zur Erweiterung schulischer Geschichtsvermittlung und zur Förderung junger Menschen im kritischen Denken.

Welche kolonialen Kontinuitäten lassen sich im Stadtraum ablesen? Welche Formen des Widerstands stellen sich dem Vergessen entgegen und machen ein mehrdimensionales Erinnern möglich? Welche lokalen Erscheinungen verweisen auf die komplexen Verflechtungen kolonialer Aktivitäten? Diesen und weiteren Fragen möchten wir nachgehen – und in mehreren deutschen Städten Antworten anhand konkreter Orte und Beispiele erfahrbar machen.

Im Zentrum stehen dabei koloniale Spuren, die in unseren Städten eingeschrieben sind, ebenso wie die Sichtbarkeit dekolonialer Widerstände und Errungenschaften. Erinnern bedeutet für uns nicht nur zu bewahren, sondern aktiv Räume zu schaffen, in denen Geschichte neu gelesen werden kann und wir uns dem Gedenken und der Auseinandersetzung mit der pluralistischen Vergangenheit widmen können.

Erinnerung als Ausgangspunkt

Als wir die Idee zu einem dekolonialen Stadtrundgang entwickelten, haben wir uns gefragt, was den Diskurs zur Erinnerungskultur in Deutschland bestimmt, was sie leisten soll und mit welchen Mitteln. Wir sind zuerst zu der Erkenntnis gekommen, dass es nicht eine, sondern viele, sich zum Teil überschneidende Erinnerungskulturen gibt, unter anderem persönliche und familiäre, lokale, berufs- und spartenspezifische und eben staatliche. Erinnern erfüllt dabei unterschiedliche Funktionen: Es kann erzeugen, stabilisieren oder erhalten – insbesondere im Hinblick auf Institutionen des Wissens, der Bildung und der politischen Ordnung. Diese Funktionen prägen maßgeblich, wie und was erinnert wird – und vor allem, was nicht erinnert wird. Genau hier setzt unser Projekt an: Es will nicht nur Leerstellen sichtbar machen,

sondern auch die Geister des Kolonialismus benennen, die unseren Alltag bis heute – mal offen, mal im Verborgenen – heimsuchen. Erinnerungskultur ist selbst historisch verortet und unterliegt eigenen Traditionen, auf die heute und in Zukunft zurückgegriffen werden kann.

Erinnern als Praxis der Sichtbarmachung, Teilhabe und Zugänglichkeit

Wir wollten mit unserem Projekt einen bleibenden Eindruck hinterlassen, die Rezipient*innen über ihr unmittelbares Lebensumfeld und dessen koloniale Geschichte informieren und zugleich eine kritisch-fragende Haltung zur Rolle Deutschlands im historischen Kolonialismus fördern. Wir fragten uns, wie unsere Ziele und Methoden in Beziehung zu dem, was gemeinhin unter ‚deutscher Erinnerungskultur‘ verstanden wird, stehen. Auch wichtig war die Frage, welche Zielsetzungen sie verfolgt, und ob diese umgesetzt werden. Antworten suchten wir nicht primär im akademischen Diskurs, sondern durch konkrete Praxis – durch unser eigenes Erleben und die Reaktionen in unserem Umfeld. Dabei haben wir erkannt, dass Erinnerungskultur nicht nur der öffentlichen Bildung und Identitätsbildung dient, sondern darüber hinaus auch auf das konkrete Verhalten der Menschen einwirkt, die mit ihr in Berührung kommen.

Die erinnerungskulturellen Inhalte reichen von positiv besetzten Themen wie kulturellen Errungenschaften oder historischen Jubiläen bis hin zu den oft verdrängten Kapiteln von Gewalt, Krieg und kolonialer Unterdrückung. Neben der Zugänglichkeit von Wissen geht es dabei um aktive Teilhabe – sowohl der Öffentlichkeit als auch der beteiligten Akteur*innen – an der gemeinsamen Gestaltung dekolonialer Erinnerung.

Uns ist bewusst, dass auch wir nicht frei sind von Mechanismen des Ausschlusses. Deshalb stellen wir uns immer wieder die Fragen: Wessen Erinnerung wird verhandelt? Wer spricht? Wer wird gehört – und wer hört zu? Dekoloniale Erinnerung folgt keiner linearen Logik – sie ist fragmentiert, vielstimmig, widersprüchlich.

Stadtraum als Erinnerungsträger: Gehen, sehen, kontextualisieren

Ein zentraler Bestandteil dekolonialer Erinnerungspraxis ist für uns die bewusste Bewegung durch den Stadtraum – das Begehen, Innehalten und Beobachten konkreter Orte, an denen Wissen/Erinnerungen sichtbar oder bewusst unsichtbar gemacht wurden. Unsere Stadtrundgänge bestehen aus sechs Stationen pro Stadt, an denen in jeweils drei bis vier Minuten grundlegende Fragen beantwortet werden: Was ist hier zu sehen? Und welche Relevanz hat dieser Ort im Hinblick auf eine dekolonisierte Stadtgeschichte? In Anlehnung an historische Praktiken der Erinnerung – etwa durch Straßennamen, Repräsentationsbauten oder Begräbnisstätten – greifen wir auf bestehende Formen der Ortsmarkierung zurück, um diese kritisch zu kontextualisieren. Dabei ist uns wichtig, nicht an der Community vorbei zu agieren, sondern lokale Akteur*innen einzubeziehen, Bündnisse zu knüpfen und durch Fachgespräche oder Workshops Räume des Austauschs zu schaffen. Diese können als Peer-to-peer-Review verstanden werden – ein gemeinsamer Abgleich, der nicht nur die Inhalte überprüft, sondern auch die thematischen Wiederholungen zwischen Städten fruchtbar macht, wie etwa die an verschiedenen Orten in Deutschland wiederkehrenden Spuren von Anton Wilhelm Amo. Auf diese Weise wird Erinnerung zu einer kollektiven, sich bewegenden Praxis – offen für Perspektivenvielfalt, Kontextualisierung und Widerspruch.

Offene Fragen, offener Prozess

Unser Stadtrundgang versteht sich als Versuch, Räume für das Erarbeiten und Diskutieren einer aktiven Erinnerungskultur im öffentlichen Raum herzustellen. Durch das gemeinsame Begehen des Stadtraums und das Sichtbarmachen kolonialer Spuren wollen wir Erinnerung nicht nur als kognitive, sondern auch als körperlich-räumliche Praxis erfahrbar machen. Dabei orientieren wir uns nicht an einem erinnerungspolitischen Konsens, sondern begreifen Erinnerung als umkämpftes Terrain – und damit als Möglichkeit, Fragen zu stellen, statt einfache Antworten zu geben.

Unsere Reflexion über bestehende deutsche Erinnerungskulturen, insbesondere im Kontext der Shoa, hat uns darin bestärkt, nicht auf Schock, Trauer oder moralische Überwältigung zu setzen, sondern auf Kontextualisierung, historisch-materielle Verknüpfung und auf aktive persönliche wie gemeinschaftliche Auseinandersetzung. Denn wenn Erinnerung vor allem über staatlich bestimmte Erzählungen, Denkmäler oder offizielle Gedenktage vermittelt wird, aber kaum Raum für kollektive Selbstbefragung und gesellschaftliche Praxis jenseits einer offiziellen Erinnerungspolitik lässt, bleibt ihr transformierendes Potenzial begrenzt.

Staatliche Erinnerungskultur ist seit jeher eine hochpolitische Praxis, die sich weniger in die Vergangenheit richtet, als dass sie unser heutiges Handeln und unsere Zukunft mitprägt. Das bedeutet für uns auch, die politische Positionierung von Projekten wie unserem kritisch zu hinterfragen: Welche Haltung nehmen staatliche Akteure heute zum europäischen Kolonialismus ein? Welche Verantwortung übernehmen wir als Projektinitiator*innen? Und was folgt daraus ganz konkret für die Umsetzung, Vermittlung und Weiterentwicklung unserer Arbeit?

Die Antworten auf diese Fragen sind offen – und genau darin liegt unsere Aufgabe: Erinnerung nicht als abgeschlossenes Narrativ zu betrachten, sondern als Prozess, der von vielen Stimmen, Erfahrungen und Konflikten getragen wird. Wir hoffen, dass unser Beitrag dazu ermutigt, Erinnerung als etwas Gemeinsames, Bewegliches und auch Unvollkommenes zu begreifen sowie Räume zu schaffen, in denen Lernen möglich ist.

LINO AGBALAKA & JESSICA ZIADA KORP